

Der Hund und die Unsterblichkeit

Eine Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum über die Freundschaft zwischen Mensch und Tier

Von Annette Krauß

München (DK) Die Geschichte von Mensch und Hund hat noch kein Museum erzählt. In zwölf Kapiteln wird nun erstmals die Beziehung zum treuesten Freund des Menschen aufgeblättert, mit 220 Objekten auf 700 Quadratmetern im Bayerischen Nationalmuseum. Alle Besucher seien vorwarnung: Hunde müssen draußen bleiben, das gilt auch für diese Ausstellung, weil man ein Chaos befürchtet, wenn zu viele Vierbeiner die Museumsräume erkunden. Und alle Kinder, die gewisse Exponate zu sehen bekommen, werden nur einen Weihnachtswunsch haben: einen Hund!

In jedem Fall ist diese klug gemachte Schau mit dem Titel „Treue Freunde“ ein Anlass, dieses verkannte Museum (wieder) zu entdecken, denn ein Viertel der Objekte schlummerte bisher im Depot und war noch nie ausgestellt, und die Hälfte kommt leihweise aus externen Sammlungen.

Es gibt berühmte Hunde der Mythologie wie jenen Argos, der erst stirbt, nachdem er seinen von langer Irrfahrt heimgekehrten Herrn, den Helden Odysseus, zu Hause begrüßt hat. Seiner gedenkt ein römischer Denar aus dem Jahr 82 vor Christus – das kleinste Objekt dieser Schau. Und ebenfalls seit der Antike kennt man den dreiköpfigen Höllenhund Zerberus, der gleichsam als Kampfhund in der Unterwelt darüber wacht, dass keine verstorbene Seele ins Leben zurückkehrt. Roman Anton Boos hat diese dreiköpfige Bestie im 18. Jahrhundert als Skulptur geschaffen.

Hunde sorgen aber auch dafür, die Prominenz eines Menschen zu verstärken oder überhaupt erst zu schaffen. Fotografien belegen dies: Wer wäre Rudolph Moshammer ohne Maskottchen Daisy gewesen? Und auch Wladimir Putin verzichtete nicht auf seinen Labrador, als er 2007 Angela Merkel in Sotchi empfing: Ein Foto zeigt den Kampfhund als Requisit der Macht. Ganz anders Barack Obama, der mit seinem Hund herumtollt, weil er sich selbst als jugendlich-sportlich inszeniert.

Ob Schoßhündchen oder Jagdhund: Auch auf den gemalten Porträts von Herrschern lässt sich Treue am Besten durch einen Hund darstellen –



Hunde sind bekanntlich des Menschen bester Freund. Die Beziehung zu dem Tier ist also vielfältig, genauso wie dessen künstlerischen Darstellungen. Da gibt es den „Lieblingshund der Zarin Katharina II.“ von Johann Joachim Kändler (oben), den Hund als Christbaumschmuck (links), den „Lieblingshund König Ludwigs I.“ (rechts) und den Hund „Siegfried“ von Thomas Theodor Heine. Fotos: Print & Coffee/Krask



etwa Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg mit seiner Dänischen Dogge, wie ihn die Werkstatt von van Dyck 1627 malte.

Außerer Anlass für die opulente Schau ist, dass vor hundert Jahren Thomas Mann seine Erzählung „Herr und Hund“ veröffentlichte, in der er den Charakter des 1916 erworbenen „Bauschan“ und die Erlebnisse mit ihm in München schildert. Letztlich aber zeigt die Schau eine Vielzahl von Beziehungsgeschichten auf – etwa auch die

von Heiligen, die durch Hunde vor dem Hungertod gerettet werden, wie der heilige Rochus, oder durch sie auf einen spirituellen Weg geführt werden, wie etwa die Heilige Margaretha von Cortona. Hunde gemalt auf Ikonen oder als glitzernder Diamanten-Schmuck, Hunde auf Fotografien und Gemälden, im Film oder als ägyptische Mumie, als Porzellanfigur oder in Elfenbein geschnitten, als silbernes Trinkgefäß oder als Plüschtier – das Thema ist uferlos. Eine

Sammlung von 28 kostbaren Hundehalsbändern des Zweibrücker Herzogs Karl II. August aus dem 18. Jahrhundert zeigt den Aufwand, mit dem Hunde dekoriert wurden, weil sie wichtige Begleiter auf der Jagd waren.

Ein einziger Hund dieser Ausstellung ist echt – aber tot: Den Schäfermischling Zorro haben seine Besitzer vor wenigen Jahren ausstopfen lassen. Ansonsten gilt, dass die Bildende Kunst das geliebte Tier unsterblich

machen soll. Oder aber der Hund wird zum Medium für einen beißenden Spott, der eigentlich seinem Herrchen gilt: Dietlinde Preiss schuf 2010 die beleuchtete Skulptur eines Hundes, der an der Laterne sein Bein hebt, und nennt dieses Objekt „Männerdenkmal“.

Bis zum 19. April 2020 im Bayerischen Nationalmuseum, Prinzregentenstraße 3, geöffnet täglich außer montags von 10 bis 17 Uhr, donnerstags bis 20 Uhr.

Musik am Wendepunkt der Menschheit

Unter dem Motto „The Point of New Return“ findet die Münchner Biennale im Mai 2020 statt

Von Sabine Busch-Frank

München (DK) Die Welt geht unter, aber wir machen Musik. Man könnte an die Titanic denken, wo das Orchester im Untergang beruhigende Walzer spielte, wenn Daniel Ott und Manos Tsangaris ihre dritte Festivalausgabe der Münchner Biennale für Musiktheater vorstellen. Die beiden Musiker und Kuratoren sehen unsere Zivilisation am Wendepunkt. Dass die Menschheit sich hier und heute auf den rettenden Weg begibt, inmitten von Klimawandel, Krieg und klaffender sozialer Unterschiede, ist ihrer Ansicht nach zwar wünschenswert, aber durchaus nicht sicher.

„The Point of New Return“ prangt als Motto und Appell über ihrer dritten Festivalausgabe, welche im Mai 2020 ansteht. Die Stadt München leistet sich bei einem Etat von 2,65 Millionen Euro damit das derzeit einzige Uraufführungsfestival im Bereich des zeitgenössischen Musiktheaters. Reges Presse- und Publikumsinteresse an diesem eierlegenden Wollmilchsauereignis, welches alle zwei Jahre wieder neu erfunden wird und Labor und Zu-

schaermagnet, Branchentreff und Sprungbrett in einem zu sein hat, gibt den Machern recht: Ihr allumarmender Kunstbegriff ist lebensnotwendiger Humus für ein Genre, dessen Blüte sonst gern in akademischer Schönheit erstarrt.

Für das für den Mai 2020 angekündigte Programm haben sie schon vor geraumer Zeit Allianzen geschmiedet und Aufträge erteilt. Denn die Planungsphase für ein Festival, das keine fertigen Produktionen einlädt, ist lang. Marathon und nicht Sprint, heißt die Devise. Neun unterschiedlich große und aufwendige Produktionen entstehen derzeit, dazu ein breites diskursives Programm.

Einige Werke werden Gegenwartsvermessung, ja eine Art Anamnese unserer Zeit versuchen, so die Dramaturgin Marion Hirte, hauptberuflich Professorin an der Berliner Universität der Künste. Hier können kleinformatige Recherchen sich detailgenau entfalten. Mit „Davor“ spürt beispielsweise der in Israel geborene Komponist Yoav Pasovsky dem Auftreten von Alltagsrassismus und dem unkrautartig wieder sprießenden Antisemitismus hier-



Festivalleiter Daniel Ott und Manos Tsangaris (rechts) sehen unsere Zivilisation am Wendepunkt angekommen. Foto: Theobald

zulande nach. Es findet sich aber auch Großformatiges, wie die Kooperation mit dem Münchner Residenztheater. Auf den Spuren von Fritz Lang „M – eine Stadt sucht einen Mörder“ haben sich hierfür Multitalent Schorsch Kamerun und die niederländisch-belgische Komponistin Cathy van

Eck zusammengetan. Solche Allianzen geschmiedet haben die Macher in München, Deutschland, Europa und über den ganzen Erdball. Sogar bis Afrika, weshalb mit Unterstützung der Siemens-Stiftung täglich gerappte Weltnachrichten das Festival bereichern werden. Wer sich das Komponie-

ren als Tätigkeit im Kämmerlein vorstellt, wird eines Besseren belehrt. Vielfach wird kollaborativ gearbeitet, so bei der Eröffnungspremiere „Once to be realised“, welche Komponistinnen und Komponisten unterschiedlichster Lebensalter mit dem Nachlass des griechischen Komponisten Jani Christou konfrontiert.

Ein anderes Projekt heißt „opera, opera, opera!“ und stellt die Frage nach dem Warum in einer postapokalyptischen Gesellschaft. Das Team, welches für diese Produktion verantwortlich zeichnet, „verkabelt im Entstehungsprozess seine Gehirne“, so Komponist Ole Hübner, und mixt die Rollen neu. Klassische Arbeitsteilungen wie Komposition, Szenographie, Dramaturgie und Libretto werden durchmischt und auch die Frage zugelassen: „Was mach ich eigentlich hier, warum bin ich nicht draußen, auf einer Klimademo oder einer Blockade?“ Alt und Jung, Gewesenes und Werdendes, der Blick nach vorn und zurück – alles darf aufblühen bei der Münchner Biennale 2020. Der Vorverkauf allerdings, dies ein Wermutstropfen, beginnt erst im kommenden April.

„Der Pass“: Perfekter Thriller

Von Volker Bergmeister

(DK) Wenige Wochen vor Weihnachten wird in den Bergen eine gefrorene Leiche gefunden. Sie kniet auf einem Grenzstein, der Oberkörper in Österreich, die Beine in Deutschland. Die deutsche Kommissarin Ellie Stocker (Julia Jentsch) untersucht den Fundort, ihr österreichischer Kollege Gedeon Winter (Nicholas Ofczarek) meint kurz: „Deutscher Pass, deutsches Problem“ und verabschiedet sich. Vorerst.

So startet die wohl spektakulärste und beste Serie des Jahres 2019 mit dem schlichten Titel „Der Pass“. Die Ausgangsidee dazu stammt von der kultigen dänisch-schwedischen Serie „Die Brücke – Transit in den Tod“. Auch dort war eine länderübergreifende Ermittlungskommission nötig, weil eine Leiche auf der dänisch-schwedischen Grenze platziert wurde. Mehr als das Grundmotiv haben beide Produktionen aber nicht gemeinsam. Die achttellige Thrillerserie, die das ZDF in vier Doppelfolgen sonntags und montags zeigt, ist eine raffinierte und packende Gruselgeschichte mit zwei superben Ermittlerfiguren und einem serienmordenden Weltverbesserungs-Bösewicht, der sich als kühler, der Polizei überlegener Strategie erweist.

Zuviel soll über den Mörder nicht verraten werden, auch wenn der im Lauf der dritten Folge für den Zuschauer bekannt ist und man danach mitfiebert, ob und wie er überführt werden kann. Dabei tauchen die Kommissare immer tiefer in die wahnhaftige Welt eines soziopathischen Mörders ein, der ein diabolisches „Werk“ schaffen will. Er sieht seine Taten als Weckruf, seine Botschaft lautet: „Die rote Jahreszeit wird kommen“. Das erste Opfer ist ein bulgarischer Schlepper, der eingesperrte Flüchtlinge in einem LKW zurückließ, die qualvoll umkamen. Weitere Opfer folgen.

Einfallsreiche Parallellimonen, fein ineinander übergehende Szenenwechsel, vorzügliche Schnitte und imposante Bilder der Walddlandschaft, in der der Killer seinen Wohnsitz hat, voll Wucht und Schönheit: „Der Pass“ ist handwerklich exzellent gemacht. Regie führten Cyrill



Gedeon Winter (Nicholas Ofczarek) hat das SEK angefordert, da seine Kollegin Ellie in Lebensgefahr schwebt. Foto: ZDF/Sky

Boss und Philipp Stennert, die auch die Drehbücher schrieben, teilweise unterstützt von Mike Majzen. Und die Musik von Jacob Shea (aus der Schule von Star-Komponist Hans Zimmer, der sie produziert hat) treibt die Spannung enorm voran, sie ist – im wahrsten Sinne des Wortes – atemberaubend.

Das Herz der Serie aber sind die beiden Ermittler: Ellie Stocker ist hochmotiviert und ehrgeizig, Gedeon Winter das krasse Gegenteil. Er ist ein kaputter Typ, ungepflegt, drogenabhängig, trinkt, dealt mit Gangstern. Aber er hat einen trockenen Witz. „Der Pass“ ist ein perfekter Thriller, der einen schon mit den ersten Bildern der majestätischen wie feindseligen Naturkulisse (Kamera: Philip Peschlow) in den Bann zieht. Julia Jentsch und der phänomenale Nicolas Ofczarek sind eine prima Besetzung. Eine zweite Staffel ist bereits in Arbeit.

„Der Pass“, 4 Doppelfolgen, ZDF, Sonntag, Montag sowie 8. und 9. Dezember, jeweils 22.15 Uhr.